

Predigt in der Corona-Zeit am Sonntag Rogate (17.5.2020)

Pfarrer Peter Lukas

Liebe Gemeinde,

Bist zu uns wie ein Vater, der sein Kind nie vergisst, der trotz all seiner Größe immer ansprechbar ist... - So haben wir es eben vom Vokalensemble gehört. Dazu nun die Worte aus dem heutigen Predigttext: *Bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten.*

Wir kennen es wohl alle, dieses Gefühl der Angst, dass Gott uns im Stich lässt. Dass er nicht da ist - gerade jetzt, wo wir ihn doch so dringend bräuchten. Oder aber das Gefühl, dass Gott andere Menschen im Stich lässt: Menschen, die so sehr leiden müssen / die keine Hoffnung mehr haben / die keinen Menschen an ihrer Seite wissen... In solchen Momenten ist Gott uns fern, fremd und verborgen.

Anscheinend kennt Gott das auch: Dass er uns Menschen zusieht beim Leben und erkennt, dass so vieles daran nicht echt ist. Dass wir uns selbst und anderen etwas vorspielen. Dass wir uns nur noch an fremden Erwartungen orientieren. Dass wir immer wieder andere Menschen sein möchten als wir sind. Verschüttet und verborgen ist dann, wer wir wirklich sind... Ob Gott manchmal auch an uns Menschen verzweifelt, so wie wir an ihm verzweifeln...? Vermutlich schon!

Und trotzdem gibt es da einen Unterschied: Wir Menschen können nicht in Gottes Verborgene hineinschauen, Gott aber sieht das Verborgene in uns. Er sieht es, weil er uns gemacht hat und weil er uns kennt, von Anfang an.

Martin Luther hat sich intensiv mit dem „verborgenen Gott“ beschäftigt, um in einem Spitzensatz zu dem Schluss zu kommen, der frei übertragen lautet: „Was außerhalb von uns ist, der „Verborgene Gott“, geht uns nichts an!“ Was für ein kühner Satz!

Ja, wir Menschen sind groß darin, alles, was wir nicht verstehen oder nicht wahrhaben wollen, was uns selbst unfair erscheint, Gott anzulasten: „Warum gibt es Leid und Krieg und Schmerz auf der Welt?“ „Wie kann Gott so etwas wie diesen Virus nur zulassen...? Das ist ungerecht!“

Umgekehrt fragen wir selten: „Woher kommen die kostbaren Glücksmomente, in denen die Zeit still zu stehen scheint?“ „Wie kommt Gott denn auf so eine wunderbare Idee, uns

die Schönheiten des Lebens um uns herum zu schenken - die Tiere, die Blumen?“ „Warum hat Gott sich die Liebe zwischen zwei Menschen ausgedacht?“ „Warum fühlt es sich so gut an, in Gemeinschaft mit anderen zu sein, mit Freunden oder mit der Familie?“

Martin Luther kennt aus seinem Leben sehr genau die Zeiten, in denen Gott ihm verborgen war: die Durststrecken, die inneren Kämpfe, die Ängste...

Aber er weiß, dass man durch die Frage, warum das alles so ist, dort nicht herauskommt, sich nur tiefer hineinschraubt in seine Not. Darum stellt er dem „Verborgenen Gott“ den Gott gegenüber, der sich den Menschen sichtbar gemacht hat und klammert sich an ihm fest. Nicht auf die eigene Not schauen, sondern auf den, der aus der Not erretten kann - auf den Vater. Nicht auf die eigene Not schauen, sondern auf den, der vom Vater errettet wurde: auf Jesus Christus, unseren Bruder und Herrn! *Bist zu uns wie ein Vater, der sein Kind nie vergisst, der trotz all seiner Größe immer ansprechbar ist...*

Auch im Garten Gethsemane war der Vater bei seinem Kind. Noch am Kreuz von Golgatha war der Vater bei seinem Kind. Und als das Kind leiden musste, litt der Vater mit ihm. Hielt aus - mit seinem Kind. Hielt durch - weil er wusste, dass das, was wie das Ende schien, nicht das Ende war, sondern der Durchbruch zum Neuen Leben.

Der Vater sieht in das Verborgene... heißt es im Predigttext. Gott sieht, wie es in uns aussieht, wie es uns wirklich geht. Er sieht, was wir brauchen! Und er sieht das oft besser und früher als wir selbst. Manchmal können wir so tief in uns hineinspüren wie wir wollen und wissen doch nicht, was im Moment gut und richtig für uns ist.

Dasselbe gilt auch für unsere Mitmenschen: Wie oft wissen Eltern nicht mehr, wie es ihren Kindern gerade geht. Und das nicht, weil sie ihnen nicht wichtig wären, sondern weil sie nicht mehr an die Kinder herankommen. Und alles, was sie dann sagen oder fragen, scheint falsch, treibt das Kind in die Enge und lässt es dichtmachen.

Umgekehrt gibt es das auch: Dass die Kinder nicht merken, wie gut es die Eltern eigentlich mit ihnen meinen, dass sie jeden Satz, jede Geste ihrer Eltern falsch lesen und deuten... Und so entfernen sich Eltern von Kindern und Kinder von Eltern, obwohl sie es niemals wollten. In solchen Momenten braucht es Geduld und das Vertrauen, dass Gott uns gerade dann nahe ist, wenn wir einander fern und fremd werden. Dass er uns helfen kann, wenn wir uns in unserem Miteinander verlaufen haben.

Bist zu uns wie ein Vater, der sein Kind nie vergisst...

Gott ist anders Vater oder Mutter als menschliche Eltern es sein können. Er ist es anders, weil er seine Kinder noch viel besser kennt als Menschen sich kennen könnten, weil er in das Verborgene hineinschauen kann und die Tiefe aushält. Weil er seine Kinder ohne Grenze liebt. Weil er Hoffnung hat für uns. Aus Liebe hat er uns alle erschaffen - ohne eine Gegenleistung zu erwarten.

Obwohl, eine vielleicht doch...!? Auch wenn es keine wirkliche Leistung ist. Sie trägt den Namen „Glauben“. - Glauben meint zunächst: Zu wissen, woher wir kommen und wer wir sind - und uns damit zufrieden zu geben. Nein noch mehr: Uns dankbar darüber zu freuen! Wir alle sind Kinder Gottes. Nicht allein Kinder unserer Eltern und schon gar nicht nur Kinder unserer Zeit. Auch nicht Herrinnen und Herren unseres eigenen Lebens, die alles darin selbst in der Hand hätten.

Nein, wir sind auf immer verbunden und ganz oft angewiesen auf den, der uns erschaffen hat. Denn: Gott sieht ins Verborgene. Er weiß, was wir noch nicht wissen. Er kennt unseren Weg und unser Ziel. Er will uns führen und leiten.

Deswegen, liebe Gemeinde, ist Beten so wichtig. Weil Beten heißt: in Kontakt bleiben mit unserem Schöpfer und Herrn. Je nach Lebensmoment sieht dieser Kontakt anders aus: Beten kann ein dankbares Loben sein, aber auch eine resignierte Klage. Beten kann ein bitterer Schmerzensschrei sein, aber auch der Freudenjauchzer eines Kindes. Beten kann eine wütende Anklage an Gott sein, die sich sogar im Ton vergreift, aber auch eine dringliche Bitte für Menschen in Not.

Beten heißt nicht schicksalsergeben „Ja und Amen sagen“ zu allem, was das Leben für uns bereithält. Aber Beten heißt: Mit seinen Sorgen und Fragen, mit seiner Angst und seiner Wut, mit seiner Klage und seiner Dunkelheit nicht um sich selber zu kreisen.

Sondern alles, was an Fraglichem und Unliebsamem kommt, Gott hinzuhalten und die Hoffnung nicht aufzugeben, dass er auch im Dunklen das Licht sieht für unser Leben. *Euer Vater weiß, was ihr bedürft, bevor ihr ihn bittet*, so sagt es Jesus im Predigttext.

Und Beten heißt zugleich und das ganz oft: auch all das Gute im Leben nicht für sich zu behalten, sondern mit Gott in Beziehung zu bringen. Es nicht als selbstverständlich hinzunehmen, sondern dankbar als Geschenk Gottes an mich anzuschauen und vorsichtig „auspacken“, wertzuschätzen und darauf aufzupassen, weil es so kostbar ist.

Es stimmt mich traurig, dass in diesen Tagen Tausende demonstrieren, weil sie sich angeblich in ihrer demokratischen Freiheit eingeschränkt fühlen, wenn sie einen Mund-Nasen-Schutz tragen müssen, nicht in die Disko gehen können oder nicht sofort wieder in den Urlaub fahren dürfen. Es macht mich wütend, wenn Menschen glauben, ihre eigene Freiheit sei der einzig gültige Maßstab für ein gutes Leben, auf das sie ein Recht hätten. Wie egoistisch ist das denn! Und vor allem auch: Wie Gott vergessen!

Keiner von uns, liebe Gemeinde, hat sich in Freiheit selbst ausgesucht, zu leben. Keiner kann etwas für seine Herkunft und seine Familie. Keiner von uns hat sich dafür entschieden, so auszusehen, wie er aussieht und - im besten Fall - gesund und glücklich zu sein. Wir alle leben, weil wir leben dürfen. Weil Gott uns das Leben geschenkt hat!

Und nun ist dieses Leben im Jahr 2020 anders geworden, als wir es wie selbstverständlich über viele Jahre hinweg gewohnt waren. Es ist plötzlich viel gefährdeter als zuvor. Das macht uns Angst! Und noch dazu ist diese Gefährdung neu und unbekannt für alle.

Wie damit umgehen...?

Viele Menschen in unserem Land - von den Politikern bis zu den Krankenschwestern - kümmern sich sorgsam, liebevoll und mit großem Sachverstand um diese Gefährdung, ringen nach Wegen, damit das Virus eingrenzbar bleibt. Sie machen das im Großen und Ganzen richtig gut! Ich bin froh, hier in diesem Land zu leben! Und viele, die den sogenannten Risikogruppen angehören, sind es auch.

Ich will meinen Teil dazu tun, dass möglichst viele Menschen gemeinsam möglichst gut durch diese Zeit kommen. Deswegen halte ich mich an die staatlichen Vorgaben! Deswegen akzeptiere ich Einschränkungen, die gewöhnungsbedürftig sind, aber nicht wirklich wehtun. Und ich versuche, die nicht aus dem Blick zu verlieren, die durch die Pandemie in ihrer Existenz bedroht sind.

Vielleicht hat das alles auch noch einen tieferen Grund... Und der hat mit dem Glauben zu tun. Ich weiß tief in mir drinnen sehr wohl, dass nicht ich und meine eigene Freiheit der gültige Maßstab meines Lebens sind.

Ich weiß, dass mein Leben ein kostbares Geschenk Gottes an mich ist. Und ich vertraue darauf, dass er dieses Leben auch weiterhin begleiten wird. - Was aber für mein eigenes Leben gilt, gilt auch für das Leben der anderen Menschen. Und darum ist es unsere Aufgabe als Christinnen und Christen, alles Leben zu beschützen, so gut wir können.

Im Moment heißt das: geduldig sein und vorsichtig bleiben - für uns selbst, aber vor allem für die anderen. - Und darauf zu vertrauen, dass die Menschen, die uns jetzt den Weg zur vorsichtigen Öffnung vorgeben, Menschen sind, die - neben ihrem Sachverstand - auf ganz besondere Weise von Gott in ihren Entscheidungen gestützt und gestärkt werden. Gottvertrauen ist jetzt angesagt, nicht Besserwisserei oder Verschwörungstheorien.

Immer in dem Wissen, dass dort, wo Menschen entscheiden, auch Fehler passieren können. Am Ende unseres Predigttextes, direkt nach dem Vater Unser stehen die Sätze: *Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, so wird euch eurer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, so wird euch euer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben.*

Auf den ersten Blick seltsam, dass Jesus dem großen und allumfassenden Vaterunser-Gebet diese Sätze hinterherschleibt. Aber - wie gesagt - Gott kennt seine Menschen...

Darum sagt Jesus uns nicht nur, wie wir beten sollen. Er sagt uns auch, wie es nach dem Gebet bei uns weitergehen muss. Denn: Beten nur mit Worten reicht nicht...! Das Vater Unser auswendig zu können und es abzuspulen, reicht auch nicht. Wer durch das Gebet die Bindung an Gott sucht, der wird aus dieser Bindung heraus sein Leben immer wieder überdenken und es bewusster führen.

Gott weiß, dass wir Menschen uns mit Entscheidungen oft schwer tun und immer wieder auch mit dem Leben überfordert sind. Gott weiß auch, dass wir Fehler machen. Dass wir mit der Freiheit, die er uns geschenkt hat, nicht immer gut umgehen können. Aber Gott rechnet unsere Fehler nicht auf, sondern bietet uns seine Vergebung an.

Aber - und dazu ermahnen uns die letzten Sätze des Predigttextes - diese Vergebung gilt nicht nur mir selbst. Sie gilt allen anderen Gotteskindern auch. Und weil das so ist, muss sie auch unter uns Gotteskindern gelten. Wer nach dem Prinzip lebt: „Hauptsache ich!“ lebt nicht nach dem Prinzip Jesu. Wer nur auf sich und sein eigenes Wohlbefinden schaut, lebt nicht nach dem Prinzip Jesu. Wer seine Mitgeschwister übersieht, hat noch nicht verstanden, was es heißt, als Gotteskind zu leben und diese Welt mitzugestalten. Gebet als Ausdruck der Liebe zu Gott und sichtbar gelebte Nächstenliebe gehören zusammen.

Momentan üben wir uns fleißig im Händewaschen. Eine gute Maßeinheit für das korrekte Waschen der Hände ist die Länge eines in Ruhe gebeteten Vaterunsers.

Beten und Tun müssen eine Einheit bilden. Amen.